

# Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des  
Deutschen Metallarbeiter-  
Verbandes

Für alle Jugend-  
lichen und Lehrlinge der  
Metallindustrie

Nr. 27 · Siebter Jahrg.

Stuttgart, 3. Juli 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1,50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpf. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste  
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase a Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rösslerstr. 16. Fernsprecher 8800 a Postcheckkonto Stuttgart 6803

## Charakterbildung in der Lehrzeit

Wer entscheidet über den zukünftigen Beruf des jungen Menschen, der die Schule verläßt? Er selbst? Das wäre das Idealfeste. Aber, kennt er denn die Berufe? Im allgemeinen wird das nicht der Fall sein. So wirken also die Eltern auf den jungen Menschen ein. Schlimm dann, wenn sie das in diktatorischer Weise ohne Rücksicht auf die Wünsche und auf die Veranlagung des Kindes tun. Oft genug haben auch die Eltern die notwendigen Kenntnisse über einen fremden Beruf nicht. Dann wählen Jugendblinde oder Eltern, sich rein dem Zufall überlassend, den künftigen Beruf.

So bekommt der Lehrherr eine Aufgabe überwiesen, zu der ihm selber nicht minder die Vorbedingungen fehlen. Er soll nun das nachholen, was die Schule bis dahin unterlassen hat. Aber er ist doch im günstigsten Falle nur ein tüchtiger Handwerker, ein Fachmann, in den seltensten Fällen ein Mensch mit erzieherischen Fähigkeiten. Ihm wird die schwierigste Aufgabe überwiesen, den ihm überwiesenen Lehrling auf seine Eignung zu prüfen. Fehlt nämlich dem jungen Lehrling die notwendige Veranlagung für den Beruf, so wird selbst der beste Meister ihm nichts beibringen können und der größte Fleiß des Lehrlings bleibt vergebliche Mühe. In einem anderen Beruf hätte er vielleicht Vorzüglisches leisten können, nun ist er fast nur auf die Nachsicht seiner Arbeitgeber angewiesen. Zeit seines Lebens lastet dieser unglückliche Umstand auf all seinem Denken und Tun. Der falsch gewählte Beruf ist ihm zum Fluch geworden.

Welche Wirkung muß allein diese Tatsache auf den Charakter des werdenden Menschen ausüben! Überall nur geduldet, oft spöttisch belächelt, im günstigsten Falle mitleidig angesehen, wird er bald jedes Selbstvertrauen verlieren. Wittend nur noch wagt er sich zu nahen; und würde man ihn ungerecht behandeln, er wagt nicht zu widersprechen. Das sind jene Unselbstständigen, die man bemitleiden — leider noch öfter fürchten muß! Denn der in einem falsch gewählten Berufe zum Stümper Gewordene benutzt instinktiv Schleichwege, um Vorteile für sich zu erreichen, die er durch seine Fachkenntnisse und Fertigkeiten niemals erlangen könnte. Das peinigende Gefühl, immer hinter den anderen zurückgesetzt zu sein, die Sorge um die Erhaltung seiner Existenz treibt den schwachen Charakter dazu, Schmeichler seiner Arbeitgeber und schließlich Verräter seiner Kollegen zu werden.

Keinem, der das Wort Kollege als Ehrentitel empfindet, darf es darum gleichgültig sein, aus welchen Elementen sich der Beruf zusammensetzt. Und wenn bei der Lehrlingsausbildung sich Verhältnisse entwickelt haben, die geeignet sind, den Charakter der angehenden Kollegen in schlechtem Sinn zu beeinflussen, so haben wir die Pflicht, an der Beseitigung dieser Mißstände tatkräftig mitzuarbeiten. Versuchen wir, uns über einige solcher Mißstände Klar zu werden!

Die dümmste, aber leider gebräuchlichste Art, sich dem Lehrling gegenüber Respekt zu verschaffen, ist die Erweckung der Furcht. Benutzt man dazu noch das herrliche Prügelsystem, so kann man des Mißerfolges von vornherein sicher sein. Wirklich schlechte Anlagen lassen sich durch körperliche Züchtigung nicht beseitigen. Im günstigsten Fall behält der Jugendblinde seine üblen Eigenschaften aus Trotz bei, öfter aber wird er sich in hinterhältige, kleinliche Machegedanken verbohren. Daß Prügel für mangelhafte Arbeit dem Lehrling die Liebe zur Arbeit vollends rauben müssen, leuchtet ohne weiteres ein. Angstlichkeit, Unsicherheit und als Folge vermehrte Unfähigkeit, das ist die Wirkung dieser Methode, die mehr auf Denkfähigkeit und ungezügelter Charakter beim Lehrmeister als beim Lehrling schließen läßt. Nur zu häufig haben diese Art „Erzieher“ wohl eine sehr lose Hand, sind aber sonst

kaum Umstände, die einfachsten technischen Fragen dem Lehrling in leicht faßlicher Weise zu erläutern. Der instinktive Argzorn über die eigene Unfähigkeit reizt sie, ihren Grimm an irgend jemand auszulassen. Gegen solche Behandlung müßten in erster Linie die Eltern des Lehrlings sich ernstlich auflehnen. Mindestens sollten es sich die gewerkschaftlich organisierten Gehilfen angelegen sein lassen, in allen solchen Fällen einzuschreiten. Dann wird auch der werdende stolze Vertraute zu seinen älteren Mitarbeitern gewinnen.

Auf eine andere Unsitte möchten wir hinweisen, die bei den Lehrherren, die sie in Anwendung bringen — und das sind leider nicht wenige —, auf das Fehlen jeder erzieherischen Befähigung schließen läßt. Unverständnis und Gewissenlosigkeit läßt sie förmlich mit dem Charakter des Lehrlings spielen. Wir meinen die Unsitte, die Lehrlinge als geheime Kuppel über die Gehilfen zu benutzen. Dadurch werden diese geradezu planmäßig zu Dumpen erzogen; jedes Ehrgefühl wird in dem Lehrling erstickt. Der Lehrherr wiederum verliert jede moralische Gewalt über den Lehrling, mit dem er in der Charakterlosigkeit gemeinsame Sache macht. Doch auch auf die anderen Lehrlinge wird jenes verräterische Treiben nicht ohne Einfluß bleiben; sie fühlen ja, wie sie zurückstehen müssen. Auch sie lernen bald den moralischen Wert ihres Meisters gering achten.

Gegen die geschilderten Mißstände werden naturgemäß am wenigsten Widerstand die Eltern leisten können, deren eigene Jugend in traurigen Verhältnissen dahinging. Einem solchen, in schwerer Arbeit, in Elend und ewigen Sorgen alt gewordenen Vater oder einer solchen Mutter wird kaum das Bedenkliche der eben geschilderten Verhältnisse so recht zum Bewußtsein kommen. Erst wenn verschiedene Vorbedingungen erfüllt sind, dürfen wir auf ein verständigeres Zusammenwirken zwischen Elternhaus und Lehrwerkstatt hoffen.

Die Notwendigkeit eines planmäßigen Feinabwägens jener Lehr- und Erziehungsberichtigungen ist leicht zu begreifen. Nur wenn Eltern, Schule und Lehre sich in das schwierige Werk teilen und sich gegenseitig ergänzen, ist die Heranbildung eines tüchtigen Menschen gewährleistet. Dazu müßte allerdings der Lehrmeister etwas mehr tun, als nur für eine gute Fachausbildung Sorge tragen; er müßte dem Lehrling auch als Mensch ein gutes Vorbild sein, müßte auf dessen Wesen im günstigen Sinn einwirken können. Ist die Lehre doch die letzte Stelle, die berufen ist, den jungen Menschen endgültig ins praktische Leben hinüberzuführen!

Weider wird im allgemeinen die Lehre nur als eine Drillzeit zum Einpaßieren der notwendigsten praktischen Berufsfähigkeiten angesehen. Aufgaben, die darüber hinausliegen, bleiben dem Gesichtskreis dessen, der für die Ausbildung des Lehrlings verantwortlich ist, meist gänzlich entriekt. Das eben Gesagte wird uns ohne weiteres klar, wenn wir uns vor Augen halten, wer heutzutage die Lehre leitet. In den großen Fabriken ist es zumeist der Abteilungsleiter oder Meister. Nun liegt es uns gemiß fern, über derartige Personen gleichmäßig den Stab brechen zu wollen. Wir wissen, es gibt Betriebe, in denen für die Befehung dieser Posten nur die berufliche Tüchtigkeit entscheidet. Ungleich häufiger aber geben andere Fähigkeiten den Ausschlag. Fähigkeiten, die ausschließlich darauf gerichtet sind, bei den zu beaufsichtigenden Arbeitern das Maß oder das Tempo ihrer Leistungen zu steigern. So sind die Aufsichtspersonen bedauerlicherweise weniger leuchtende Vorbilder an fachtechnischem Wissen und Können als vielmehr Antreiber bei der Arbeit. Das ergibt sich aus dem Charakter unserer kapitalistischen Produktionsweise, die ganz auf Erzielung von Profit eingestellt ist.

Weider sind es also nicht immer die geraden, charakterfesten Persönlichkeiten, die wie auf solchen Meisterposten finden. Wohl entfallen sie

eine bewundernswerte Energie den Gehilfen gegenüber; um so demütiger stehen sie dann aber vor ihrem Chef oder höheren Vorgesetzten. Aber freilich, wo geht da der Charakter hin? Und solche, ewig zwischen Gehilfen und Unternehmern hin- und herpendelnden Personen, die vielleicht auch deswegen meist hochgradig nervös sind, sollen dem Lehrling gegenüber gerecht sein können, zu ihnen soll er Vertrauen haben? Zu ihnen, die in dem Lehrling häufig den Prellbock für ihre Launen sehen? Die allen Ärger, sei es mit dem Chef oder den Gehilfen, an den Rechts- und Willenlosen auslassen? Nein — von einem Meister, der seine Stellung nur seiner Charakterbiegsamkeit verdankt, während seine technischen Kenntnisse minderwertig sind, kann ein Lehrling weder beruflich noch moralisch Gutes lernen.

So sehen wir, wie heute noch fast allenthalben die Vorbedingungen für eine vernünftige erzieherische Einwirkung des Lehrmeisters auf den Lehrling fehlen.

Die einzigen, die solche Mängel ausgleichen können, sind die Gesellen, die die Lehrlinge als ihre werdenden Kollegen betrachten. Sie sind es, von denen nur zu oft die ganze Ausbildung des Lehrlings abhängt. Darum erklärt es sich leicht, daß das Vertrauen der Lehrlinge sich dorthin neigt, wo sie mit Mut und Tat unterstützt werden, wo sie freie, aufrichtige Charaktere und menschliche und berufliche Vorbilder sehen: ein Trost, der in etwas die schweren Schäden der heutigen Lehrlingsausbildung wettmachen kann! **W d o s s D o m i c.**

## Das Wesen der Technik im vorkapitalistischen Zeitalter

Wenn hier von Technik die Rede ist, so soll damit der allgemeine Begriff, die Arbeitsmethoden schlechthin und die Art der Anwendung des Arbeitsmittels gemeint sein.

Wenn man einen modernen Großbetrieb zum erstenmal betritt, so ist man zunächst gebannt von all dem Gewaltigen und Verwirrenden, das einen umgibt. Besonders sind es die großen Ausmaße der meisten Dinge und eventuell deren verhältnismäßig gute Beweglichkeit, die einem Bewunderung abzwängen. Und wenn man nun alle Einzelheiten des Betriebes erfasst und in sich aufgenommen hat, wenn man in seinem Hirn wieder ihre Einheit herstellt, als die sie in der gewaltigen Anlage auf uns wirken, dann begreift man vielleicht die ungeheure Leistung, die der Mensch etwa in den letzten 200 Jahren vollbracht hat.

Wir wollen nun einmal die Technik jener Zeit betrachten, die unmittelbar vor diesen letzten 200 Jahren, der kapitalistischen Epoche liegt. Sie greift sogar noch in letztere hinein, denn solche großen Zeitspannen können ja nicht scharf voneinander getrennt werden. Die früheren Zeiten sollen nur kurz gestreift werden.

Die Technik der Urvölker war ja naturgemäß sehr primitiv. Wir schließen aus Funden jener Zeit, daß sie mit Feuer, Stein und Holz arbeiteten, später, als das Kupfer und Zinn entdeckt wurden, mit Bronze, noch später mit Eisen.

Das Altertum sah die Ägypter, Babylonier, Ägypter, Griechen und Römer, die mit dem Bau ihrer Pyramiden, Tempel, Theater und Paläste ungeheure technische Leistungen vollbrachten. Aber diese Leistungen waren nur möglich unter **M a s s e n a u f w a n d** von Menschen,

deren Leben ihren Bedrückern nichts galt. Die Technik war auch hier noch sehr primitiv, obwohl man schon Kuge und umfangreiche Rechnungen anstellen konnte und eiserne Werkzeuge besaß, obwohl schon die einfachsten Maschinen, wie zum Beispiel Hebel, Rolle und Schraube ohne Ende erfunden waren.

In den folgenden Jahrhunderten bildeten sich vor allen Dingen die Eisenproduktion und die Kriegs-, Handels-, Geld- und Verwaltungstechnik aus. Aber Hauswirtschaft, Ackerbau und Handwerk verharteten in überlieferten, einfachen Formen. Es traten natürlich im Laufe der Zeit Verbesserungen in der Gestaltung der Werkzeuge oder in der Handhabung bestimmter Verfahren zur Gewinnung irgendeiner Stoffe ein. So erfolgte zum Beispiel im 15. Jahrhundert in der Eisengewinnung der Übergang vom sog. Nennverfahren, das heißt Schmelzen von leicht verhillbaren Erzen in offenen Feueren mit Gebläseluft, zum Hochofenprozess und die Erfindung des Eisengusses.

Es bildeten sich überhaupt neue Handwerke und schon bestehende bildeten sich aus oder verzweigten sich in Spezialhandwerke. Aber das Charakteristische an der ganzen langen Zeit war, daß keine Erfindungen gemacht wurden, die dem Wirtschaftsleben entscheidende Ansätze zur Weiterentwicklung in einer neuen Richtung gaben, wie das später bei den Erfindungen der Dampfmaschine und der Elektrizität der Fall war. Immerhin wurden Erfindungen gemacht, und zwar in nicht unbeträchtlicher Zahl (Leonardo da Vinci, Joh. Weyer), aber sie erlangten keine Bedeutung in obigem Sinne. Denn einmal hatten sie gar keine, oder wenn schon, nur äußerst mangelhafte wissenschaftliche Grundlagen, zum andern begegneten sie dem unbesehbaren Widerstand jener abergläubischen Welt, die hinter allem Neuen, Ungewöhnlichen des Teufels Fraße grinsen sah. Die Erfinder selbst aber umgaben sich mit einem geheimnisvollen Nimbus und betrachteten ihr Wirken als eine höchst persönliche Kunstfertigkeit.

Wir wollen hier nur das Handwerk ins Auge fassen. Es sind uns die Schilderungen der mittelalterlichen Werkstätten bekannt, wo die Meister mit ihren Gesellen und Lehrbuben arbeiteten, sehr oft mit großer Geschicklichkeit. Es entstanden die wundervollen Kunstwerke, die uns noch heute Erstaunen abdrängen. Aber der Erfolg der Arbeit beruhte einzeln und allein auf der geschickten Handfertigkeit des Gewerbetreibenden. Wir wissen von den gesellschaftlichen Formen, die in jenen Handwerksbetrieben herrschten. Geselle und Lehrling gehörten zur Familie des Meisters.

Aber gerade dieses patriarchalische Verhältnis zwischen Meister und Lehrling brachte es mit sich, daß keine technischen Fortschritte gemacht wurden. Die Methoden der Arbeit und die einzelnen Handgriffe vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht. Es gab damals noch keine Gewerbeschulen, noch keine Techniken und technische Hochschulen, es gab noch keine Lehrbücher, die bestimmte Arbeitsprozesse für spätere Zeit überlieferten. Der Lernende war ausschließlich auf die Fähigkeiten seines Meisters angewiesen. Wenn er selbst Verbesserungen einführte, so geschah dies durch zufällige Entdeckung. Man kannte damals noch keine Erfinder, die in stiller Studierstube und Laboratorium schwierige Rechnungen und auf wissenschaftlichen Kenntnissen beruhende Versuche in einer bestimmten Richtung hin anstellten. Man **w a l t e** noch nicht erfinden, weil — man es nicht nötig hatte, man fand höchstens. Des Handwerkers war zufrieden, wenn er seinen auskömmlichen Lebensunterhalt hatte, und den konnte er sich durch seiner Hände Arbeit schaffen.

Wir müssen uns, um diese Art des Wirtschaftens von unserem heutigen Standpunkt aus verziehen zu können, all die übrigen Umstände vor Augen halten, die jener Zeit das Gepräge gaben.

## Der Zug des Grauens

In Lemberg (Polen) erschloß sich ein Kriegsverstümmelter in einer Versammlung seiner Leidensgefährten in dem Augenblicke, als er seine Rede beendigt hatte. Die Kriegskriecher bereiteten ihrem toten Führer und Sachwalter einen Leichenzug, wie ihn die Welt wohl noch nirgends gesehen hat. Josef Roth hat ihn in der Frankfurter Zeitung geschildert.

Man begrub ihn an einem jener trüben Tage, an denen der verhängte Himmel sehr nahe über unseren Köpfen zu hängen scheint und der liebe Gott dennoch ferner ist als je. Den Zug bildeten alle Invaliden der Stadt, die gewesenen Menschen, die Hinkenden, die Blinden, die ohne Arme, die ohne Beine, die Gelähmten, die Hitzenden, die ohne Gesicht und die mit zerflossener Milzgrat, die Strofultösen, die von der Liebe Vertriebenen, die Verblödeten und die taubstummen Gewordenen, die das Gedächtnis verloren hatten und sich selbst nicht erkannten und alle, für deren Krankheiten die Gelehrten noch keinen Namen gefunden haben und die am Helidentum zugrunde gehen.

Es gab keinen Invaliden, der zu Hause geblieben wäre. Diejenigen, die humpeln konnten, humpelten, die kriechen konnten, krochen, und die sich überhaupt nicht bewegen konnten, lagen auf einem großen Lastauto. Leider fand dieses Begräbnis in Lemberg statt, im entlegenen Ostgalizien. Man hätte den Invaliden mitten in Europa begraben müssen, in Genf zum Beispiel, und alle Diplomaten und Feldherren einladen sollen.

Denn es war ein Zug, wie man ihn nirgends zu sehen bekommt, und die polnischen Invaliden waren die Repräsentanten aller Kriegskriecher der Welt, der internationalen Kriegskriechernation, deren

gemeinsames Merkmal es ist, daß man ihnen verschiedene Merkmale weggeschossen hat und die man unfehlbar daran erkennt, daß man sie nicht mehr erkennen kann. Wir haben Massengräber gesehen, verschüttete Hände, ragend aus verschütteten Gruben, Oberkörper an Drahtverhauen und abgetrennte Schädelbeden neben Matrinen. Wer aber weiß wie Ruinen aussehen, die sich bewegen, Schutt, der sich rührt, Trümmer, die sich krümmen? Wer hat schon gehende Krankenhäuser gesehen, eine Völkerwanderung der Stümpfe, eine Prozession der Aberreste?

So war dieser Leichenzug. Tausende **K r i p p e l** zählte ich hinter dem Wagen. In Doppelreihen, so wie sie einmal in der Marschkolonne marschiert waren, bewegten sie sich vorwärts. Zuerst hinkten die Lahmen, zweihundert an der Zahl. Es waren jämmerliche Doppelreihen, ein entstellter Militarismus, eine proteste Truppe; und statt des gesunden, gleichmäßigen Rhythmus der Soldaten hörte man das ungleichmäßige Klopfen der Krüden auf dem holprigen Pflaster, eine Wucht aus Holz und Stein und dazwischen quatschten und knarnten die Gelenke der Prothesen und aus den Reiben der Kranken kamen verschiedene äschende Kläuser- und Pfeifgeräusche, Gemurmel und Gestöhn.

Hinter den Lahmen gingen die **B l i n d e n**, gingen, tappten sich alle vorwärts in einer Welt aus schwarzem Samt, ein Wunder war dem anderen Führer, alle vier in der Reihe zielten sich an den Händen fest, sie konnten nicht sehlgucken, sie hatten keinen Zusammenstoß zu fürchten, denn der Lote und der Tod ebneten ihnen den Weg. Sie hatten ihre Brillen und Binden abgenommen, man sah die ausgetrunnenen Augen unter den vorgewählten Stirnknochen, wie hohe Torbogen überschatteten die unteren Stirnränder die tiefen Augenhöhlen, die unbewohnten, grauenhaft leeren. Ein gleichmäßiges vorfüchtiges Schlürfen war hörbar und Stöße mit Metallspitzen erlangten,

Der Gedanke der „Nahrung“ — eben die Kur-Schaffung des Lebensunterhaltes — war ein Ausdruck der sittlichen Lebensauffassung jener Kulturzeit. Die mittelalterliche Kultur war ja eine kirchliche. Ihre Menschen waren noch untereinander durch gemeinsame, sittliche Normen verbunden. Man übervorteilte im Geschäftsverkehr seinen Nächsten im allgemeinen weniger, das heißt also, es bestand noch nicht die Konkurrenz, die ja im kapitalistischen Zeitalter zum treibenden Grundfaktor des Wirtschaftslebens wurde. Die Gebote der Kirche und die Sagenen der Hünfte suchten derartige Regungen zu verhindern. SInzu kommt die Tatsache der gegen heute sehr geringen Bevölkerungszahl, die einen Außenhandel (also über den Lebensbedarf des Volkes gesteigerte Produktion) aus Nahrungsorgen nicht nötig machte, um zu erklären, warum keine Steigerung der Produktion erfolgte und damit ein Anstoß zur Entwicklung der Technik fortfiel.

Zimmerhin erhebt sich aber die Frage, wie große Arbeiten, die konzentrierten Kraftaufwand erforderten, geleistet wurden, zum Beispiel das Treiben von Mühlen. (Die Mühle bildete ja in jener Zeit — 16. Jahrhundert — sozusagen die Industriehorm.) Hier wurden dann Wasser und Wind verwendet oder abgerichtete Tiere. Oft spannte sich der Mensch selbst bzw. andere Menschen ein, indem er sich an Tretebänern abquälte.

Diese ganze Art zu arbeiten, die Methoden von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, nennt man empirisch, das heißt auf Erfahrung beruhend. Erfahrungstechnik ist also die Technik jener Zeit, die wir geschildert haben. Noch ein anderes Charakteristikum hat jene Erfahrungswelt. In der Wahl der Arbeitsmittel kommt es zum Ausdruck. Wir sehen Menschen und Tiere eingespannt, lebendige Wesen, die Zeit brauchen, um organisch zu wachsen und Kräfte zu bilden. Organisch waren auch die Arbeitsstoffe. Außer vielen Werkzeugen, Wägen oder anderen kleinen Sachen, die aus Eisen gefertigt waren, bestand wohl die größte Anzahl aller wirtschaftlichen Gegenstände aus Holz. Das Holz ist der Stoff jener Zeit, natürlich neben anderen organischen Stoffen, wie Leder, Leinen usw. Nicht nur die Häuser, Möbelsätze und Wagen, auch die großen Schiffe, die meisten Gefäße und Apparate, ja sogar noch die ersten Dampfmaschinen waren aus Holz.

Hier sehen wir recht den organischen Charakter jener Technik. Es war die Zeit, die sozusagen auf das Wachsen der Bäume warten konnte, damit sie Stoff zu ihren Dingen bekam. Wir können uns nicht vorstellen, daß unsere Zeit in diesem umfassenden Maße das Holz verwendet, wie es jene Zeit tat. Dann würde, abgesehen von der technisch geringen Wertigkeit des Holzes gegenüber dem Eisen, bei dem ungeheuren Verbrauch von Holz und Brennmaterial unsere Erde schon längst waldblos sein. Wir aber könnten bei dem heutigen Stand unseres Wirtschaftslebens nicht erst Jahrzehntelang auf das Wachsen der Bäume warten.

F r a n z G e l .

Unvorsichtig und verschwiegen soll jeder sein und im Duetraum zaghaft.  
Worte, die andern anvertraut wurden,  
blüht man oft bitter.

E d b a .

Die Rede ist das Abbild der Laten und die kräftigste Weberscherin der Dinge.  
C a l o n .

Wer Lustgehst seinen Sinnen frönt, unmäßig im Verlehen ist, voll Trägheit, seiner Männlichkeit beraubt, lebt, den trifft der Untergang wie der Wind den zermorschten Baum.  
B u d d h a .

So waren sie geordnet, alle nach ihren Schicksalen. Hinter den Blinden gingen die Enarmigen und hinter ihnen die Armlosen und nach den Armlosen die Kopfschüler. Dann kam ein großes Lastauto, von dem ein solcher Schrecken ausging, daß man ein Mattern nicht hörte, denn stärker als das Hörbare wurde das Gesehene und ein lautloser Jammer schrie so beläunend. Denn dieser Wagen sah aus, als käme er geradewegs aus einer fürchtbaren Höllenphantasie. Da standen Krüppel, deren ganzes Gesicht ein einziges gähnendes Loch war, von welchem Verbandzeug eingesäumt, mit rötlichen Narbenrillen statt der Ohren. Da standen Klumpen von Fleisch und Blut, Soldaten ohne Gliedmaßen, Krüppel in Uniform, die losen Keme! auf dem Rücken zusammengebunden.

Da saßen die Müllennarktschüler, wie Taschenmesser, eine knappe Sekunde vor dem Zusammenklappen, die Müllen parallel zum Boden des Wagens. Da waren Männer, die ihre Finger fortwährend in der Luft herumschleuderten, wie tote Knochenbündel an Bindfäden, und andere, deren Gesichter seitwärts gewandt waren, links oder rechts, und andere, deren Gesichter rückwärts saßen, als hätte man ihnen den Kopf zurückgedreht. Das Vorn war hinten, sie saßen unermülich zurück, als bannnte sie die schredliche Wergangenheit und ließe das ererbte Grausen ihren Blick nicht los. Und all das war eine traumhafte Mischung von Not und faulendem Fleisch und rinnendem Rückenmark und gedrochnen Halswirbeln. Ganz hinten sah die Spitze des schredlichsten Schreckens, ein Mann, dessen Hals lang war wie eine auseinandergezogene Harmonika, lang und fahlig, und dessen Kopf bei jeder stärkeren Bewegung des Wagens hinüberfiel, so daß der Boden der Mühle auf dem Nacken lag. Ganz lose sah der Kopf, ein schwerer Klobis an dünner Kette, an welchem Stumpf.

## Wissen und Können

Den letzten Ausschlag gibt nicht das Wissen. In allen Wissenschaften, im gewerblichen und kaufmännischen, im künstlerischen und gesellschaftlichen Leben hat der Köhner den Vortritt vor dem Wissler. Uns allen sicut das Ergebnis in die Augen: Der kleine Krämer, der in seinem Dädchen wächst, der Handlungsgehilfe, der sich mit Erfolg selbständig macht oder in die Verwaltung des größeren Unternehmens aufsteigt, der Handwerker, der über die anderen hinauswächst, der Handwirt, der besondere Ergebnisse erzielt, der Gelehrte, der uns befruchtet, der Künstler, der unsere Seele in Schwingungen setzt: eben immer der, der geistig oder wirtschaftlich merklich hinausragt, erregt unsere Aufmerksamkeit.

Ist es das Wissen, das auf uns so großen Eindruck macht? Nein! Das Wissen kann uns in Erfassen sehen, kann uns Achtung einflößen, aber niemals solche Gefühle in uns wecken wie das sichtbare und hörbare Hinaustragen eines Menschen aus seiner Umgebung und seinen Berufsgenossen. Was uns als Berufsmenschen, als Gesellschaftsmenschen so sehr paßt, das ist, kurz gesagt: das Ergebnis. Wir sehen die große Eiche, hören den weichen, milde und doch in das innerste Weik der Seele dringenden Sänger, den großen, formvollendeten und gewandten Redner, lesen mit Behagen den in sich abgerundeten, sachkundigen Aufsatz eines Schriftstellers, bewundern die technischen Erfindungen, die Organisationsgabe der Leiter von Berufsverbänden und wirtschaftlichen Unternehmungen. Was davor liegt: das Entsetzen und Werden alles dessen, das wir wissen nicht oder wir sehen darüber hinweg. Wir freuen uns über das einmal so Seltsame, das uns zu vaden versteht, über das Ergebnis in irgend einer Form. Wer keine offenkundigen Zeichen seines Könnens abgeben kann, der ist Durchschnit, Mittelware, ein Kamerad der vielen, vielen, auch wenn er noch soviel weik.

Das Wissen macht es nicht und schafft es nicht. Rosegger hat es etwa in die Worte gekleidet: „Wissen ist Macht! Wie schief gedacht! Wissen ist wenig, Können ist König!“ Für alle Gebiete des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens gilt dies.

Es ist kein Zweifel: wer überzeugen will, muß reden können. Ganz je nach dem Einzelfall; im großen oder kleinen Kreis. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nur der herausragt und Ergebnisse erzielen kann, der öffentlich oder privat gut sprechen kann. In großen Reden kann viel Inhalt stecken, oft aber ist das Gegenteil der Fall. Als Ganzes genommen, mag eine Rede eine Leistung sein und ihren Zweck (darauf kommt es an) erfüllen. Diese Einsicht darf uns aber nicht verleiten, über der Kunst des Sprechens den Inhalt zu übersehen. Neulich hatte ich zwei Reden zu lesen: eine dafür und eine dagegen. Den Kern der ganzen Reden, den wirklichen Inhalt konnte ich in je fünf Sätzen ganz und gar ausdrücken. Wer aber macht sich die Mühe, das Wesentliche herauszuschälen, das Weltweik zu vergessen, das Wesentliche aber geistig zu verarbeiten, so daß er nicht ein Wissler bleibt, sondern ein Köhner wird? Vielleicht nicht viele. Wer es aber macht und sich darin übt, der wird Meister: Übung macht den Meister. Gätten (und das ist lehrreich) jene beiden Redner nur fünf Sätze (die Kernsätze) gesprochen, so wäre die ganze Wirkung ihrer Rede verpflucht gewesen. Sie wären zu inhaltsreich gewesen und infolgedessen an den meisten Zuhörern abgeprallt wie ein Schlagregen, der hart auffällt und alsbald abfließt, nicht aber in den Boden einbringt und ihn erweicht. Der Redner spricht nicht für sich, sondern für andere, meist für weniger Bewanderte. Darauf hat er sich einzustellen.

Hinter dem Auto schritten die Verblödeten. Sie hatten alles, Augen, Nase und Ohren, Weine und Arme, und nur der Verstand war ihnen ausgeronnen und sie wußten nicht, wohin und wozu sie geführt wurden. Sie sahen aus wie Brüder, sie erlebten alle dasselbe große vernichtende Nichts, wie gelbe Müllen waren ihre Gesichter und alle Münde standen halbgeöffnet in reglosem Dächeln, so belächelten sie blöde den Toten und die Welt, die Straße, die Häuser, die zusehenden Menschen.

## Das moderne Menschenier

Folgende Abhandlung ist ein Abschnitt aus dem sehr lesenswerten Buch „Mensch und Technik“; ein kulturgeschichtlicher Rückblick auf den Weg des Menschen mit einer Auschau in die Zukunft. Von Ing. J o h a n n G r ä t t e r u p . Preis Halbleinen 3,50 M. Industriebeamtenverlag G. m. b. H., Berlin NW 40. Das Buch ist der denkenden Jugend zum Studium empfohlen.

Der Mensch hat sich heute schon soweit zum Herrern der Naturkräfte gemacht, daß ein leiser Händedruck das tausendfache, millionenfache der eigenen Körperkraft auslösen kann. Es wäre verkehrt, in dieser Tatsache, in der Menschenhaftigkeit materieller Machtentfaltung einen Erfolg für die materiellen und seelischen Verluste zu sehen. Die technische Macht des Menschen darf nicht zu einem Göken werden, sondern wir haben zu prüfen, ob sie den Menschen Glück gebracht hat und bringen kann.

Die Grausamkeiten des Altertums und des Mittelalters sind heute nicht mehr möglich. Die erbarmungslose Peiskung der Slaven, die

Auf das Ziel kommt es im Leben an. Auf den Zweck der Übung. Wer sein Ziel erreicht, der kann eben etwas in seinem eigentlichen persönlichen Sinn. Nicht jeder kann alles. Der große Redner ist vielleicht ein mittelmäßiger oder darunterstehender Schriftsteller. Der sachkundige, gewandte und wirkungsvolle Schriftsteller bringt vielleicht keine zehn Sätze geordnet und wirkungsvoll heraus. Der Leiter eines großen Unternehmens kann als Buchhalter oder Kassierer keinen Schutz ausüben, der Privatsekretär, der seinem Auftraggeber die besten Schriftsätze ausarbeitet, ihm Geist von seinem Geist gibt, würde unter Umständen versagen, wenn er das von ihm selber Ausgedachte auch selber an den Mann bringen sollte. Berechtigt uns derartige, etwas als Unfähigkeit oder als ein Wissen, aber ein Nichtkönnen hinzustellen?

Wenig nicht! Denn ein Können kann in den eben angeführten Fällen nicht geleugnet werden. Der große Unternehmer wäre ohne seine Angestellten ein kleiner Mann, ohne seinen Privatsekretär oft hilflos, der Redner ohne die Vorarbeit anderer ein Stümper, der Gewerbetreibende ohne die günstige Lage, die Günst der Zeit und einen Beruf, der eben seinen Fähigkeiten zuneigt, nicht mehr, als viele andere auch sind. Alles, was zum Erfolg geführt hat, das übersehen wir letzten Herzens, und wenn wir schon etwas sehen, dann ist es das Unhergewöhnliche: das Unfallende, das Zufällige und das Glücksmäßige.

Jeder Mensch kann etwas in seiner Art. Manchmal wird ihm nur das selber nicht klar, ein andermal verhindern ihn widertätige Umstände, das ihm besonders Eigene auszubilden oder anzunehmen. Daraus erwachen für die anderen, die das sehen, ernsthaft Pflichten: Für die Ausbildung und Anwendung zu sorgen, oder wenn man das nicht selber kann, es an den Stellen anzuregen, die dafür geeignet erscheinen.

Zu allem aber gehört Gelegenheit. Das spotthaft angewandte: Wenn Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, ist nicht so ohne. Es bedeutet in seinem besten Sinne: die Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu offenbaren, mit seinen Aufgaben zu wachsen. In der englischen Armee sind ein Feldwebel, ein Koch und ein aus der Arbeitererschaft hervorgegangener zu Brigadegenerälen während des Krieges aufgerückt, und sie sollen die tüchtigsten gewesen sein. Das muß zu denken geben. Können ist ein zeitlicher Zustand, ein Ergebnis eines bestimmten Augenblicks. So fällt es auf. Wer dem Augenblick nicht standhalten kann, verschwindet hinter seinem Ergebnis, andere treten vor. Der ehemalige Köhner sinkt zu den Wisslern herab, zu denen, die einmal etwas gekonnt haben, die aber jetzt nicht mehr können, sondern nur noch das Wissen von dem Können haben.

Können ist in hohem Maße die Beherrschung des Bedarfs, die Fähigkeit, seine Gedanken zu übersehen, zu ordnen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, die Wirkung des Kleinen zu beurteilen und all den geistigen und leiblichen Bedürfnissen zu dienen. Können ist jedenfalls immer Ergebnis, Leistung, Fortschritt. Aber ohne Wissen gibt es kein Können von Belang. Bevor jemand etwas kann, muß er etwas wissen. Er muß mancherlei und viel wissen, wenn er Erfolge erzielen will, die in der Kultur- und Wirtschaftswelt etwas gelten. Beckonsfeld sagt zwar: Erfolg ist das Kind der Kühnheit, aber die Ergänzung davon darf nicht vergessen werden, daß nur ein gewisses Wissen Kühn macht und die Wirkung der Kühnheit um so besser ist, auf einem je wohlbegründeteren Wissen sie ruht. Wissen als Macht ist nur schief gedacht, wenn vor den Wagen nicht die Pferde gespannt werden, wenn die Kraft des Wassers nicht ausgenützt wird,

Kreuzigung, Verbrennung von Menschen, die grausamen gemeinen Folterungen sind überwundene Schreden. Wir wenden uns mit Abscheu von der Grausamkeit früherer Menschheitsgenerationen, stehen mit Schauern vor den Folterwerkzeugen unserer Vorfahren, lesen voll Mitgefühl von der Niedermerkelung wehrloser Menschenhaufen, wie sie sich in der Geschichte immer wiederholt haben.

Aber das stolze Bewußtsein, daß solche Vorgänge in unserer zivilisierten Welt nicht mehr möglich seien, und über die Lobpreisungen unserer Kultur vergessen wir den Verlust des hohen Standes der Lebenskultur innerhalb der kleineren Menschheitsgemeinschaften früherer Zeit. Wir vergessen auch gern die Bestialitäten der „Kulturvölker“ in den modernen Kriegen, deren Ausdruck letzten Endes von einem noch tief im Volksleben verankerten, verhaltenen Gang zur Grausamkeit oder zum mindesten von einer unmenslichen Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden der Mitmenschen zeugt. Dieses geringe Mitgefühl ist auch die Ursache für das Fehlen eines Gesamtwillens, die Menschheit aus den Klammern des heute alles beherrschenden hartherzigen Erwerbsinnes zu befreien.

„Seitdem neue Erkenntnisse an dem Glauben und der Weltanschauung unserer Väter gerüttelt haben, hat die Menschheit ihren Galt verloren.“ Darin sollen wir nach der landläufigen Weisheit die Erklärung für die Kulturlosigkeit unserer Zeit sehen. Wer uns bisher gefolgt ist und die irdischen Werte allmählich vernichtet sah, die in der Arbeit des Menschen ruhen, dem wird die Entsehung und Entgeißelung der Arbeit auch der wahre Grund für die seelische und geistige Ode in unserem sogenannten Kulturleben sein müssen. Seitdem der Geist einer harmonischen oder schöpferischen Arbeit den Menschen nicht mehr erfüllen kann, ist der Materialismus und die Habsucht in sein Denken und Trachten eingedrungen, ist das Betrachten aller Dinge vom Erwerbsinn aus seine Gewohnheit geworden.

wenn der Ader gepflügt, aber nicht besät wird. Die Unterschätzung des Wissens führt zu einem Kraftmeiertum, zur Aberachtung des äußerlich Sichtbaren und Hörbaren, zur Verhärterei, zur Ausschätzung der schwierigen Faust als dem sichtbaren Zeichen des Wohlbringens. Der Wissler, der mit seinem Wissen nichts anzufangen weiß, der es nur in sich hat, aber ohne der Mitwelt etwas zu geben, sie zu bereichern, der ist nicht mächtig. Bei ihm ist Wissen wenig und mit Recht kann man ihm entgegenhalten: Können ist König! Können ist vor allem ein Erkennen und Verstehen der Menschen, ihrer Bedürfnisse und die Anwendung dieses Erkennens und Verstehens. Die Fortsetzung der Anwendung ist Wirksammachung, Ergebnis, Erfolg. Gerade jetzt aber gilt der Satz des großen Dichters Shakespeare: Ich wage alles, was des Mannes Wert ist, wer mehr wagt, ist kein Mann. Wagen ja, versagen nicht. Erkenne die Zeit deiner Heimischung und schöpfe sie aus, leide in ihr, aber handle in ihr. (Grafenwetter.) Laufe nicht hinter der rollenden Lawine her, sondern gehe ihr voraus und setze ihr einen Damm. Das ist die Paarung des Wissens mit dem Können. Sich von den Tagesereignissen nicht unterliegen lassen, sondern sich in sie einzufühlen, gründlich verstehen lernen und sie meistern, das muß unser Ziel sein.

## Eine Wanderung zum Kraftwert Wiesmoor

Jedesmal, wenn wir auf unseren Wanderungen bis an den Rand des Hochmoors vorgebrungen waren, sahen wir in weiter Ferne einen Hiesendau mit zwei gewaltigen Schornsteinen. Es wurde dann der Wunsch laut, diesen Bau, das Elektrizitäts- und Kraftwert Wiesmoor, zum Ziel einer Wanderung zu machen. Jeder wollte das Innere eines Kraftwertes kennen lernen.

Alle Versuche, den kürzesten Weg nach Wiesmoor, also in gerader Richtung über das Hochmoor einzuschlagen, mußten wegen der damit verbundenen Gefahren aufgegeben werden. Denn das Moor ist sehr feucht und sumpfig. Den anderen Weg einzuschlagen, muß man zwei Tage zur Verfügung haben, denn man kann keinen Jugendlichen zumuten, 60 Kilometer an einem Tage zu tippen. Nun sollte, dank den Bemühungen unserer Verwaltung und der auf dem Werk beschäftigten Kollegen, Pfingsten unser langgehegter Wunsch erfüllt werden. Die Quartier war gefordert und brauchen wir für unsere Fahrt nur noch gutes Wetter. Doch der Wettergott hatte, wie fast immer, wenn die Rüstlinge Jungmetallarbeiter auf Fahrt waren, kein Einsehen mit uns. Als ich um 5 Uhr morgens das Haus verließ und zum Bahnhof zog, lagerte dichter, grauer Nebel auf den Straßen. Nur wenige Schritte weit konnte man sehen und immer dichter wurde der Nebel. Dennoch verließen in Hochhorn 23 Jugendkollegen den Zug, um dem Elektrizitätswert Wiesmoor einen Besuch abzustatten.

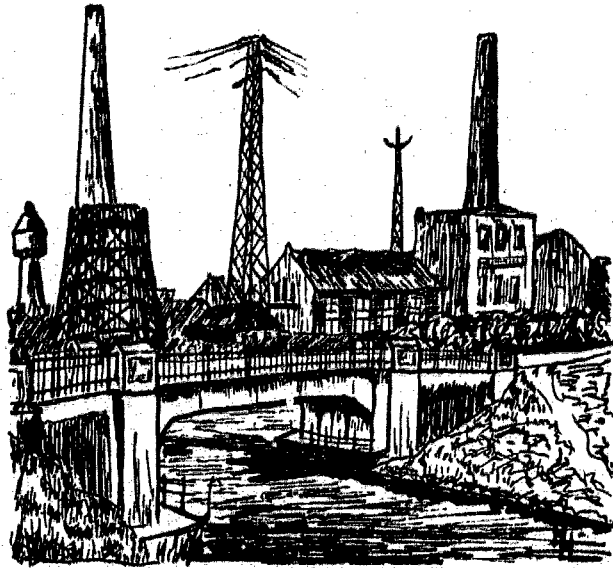
Eine kurze Strecke geht es auf der Straße entlang, dann nimmt uns der Neuenburger Urwald auf. Noch ist es still und ruhig im Walde, nur die Vögel fingen in den Zweigen. Auch der Urwald hat sein Festtagsgewand angelegt. Die jungen Bäume und das junge Gestrüpp bedecken mit ihrem dichten Blättergewirr die alten, kahlen Urwaldriesen, als schämten sie sich solcher Nachbarn. Weiß- und Schwarzdorn haben ihre volle Blütenpracht entfaltet. Aber auch die Hülse (Stechpalmen) haben in diesem Jahre eine Blütenpracht entfaltet, wie ich es noch nie gesehen habe. Prächtlich heben sich die kleinen, weißen Blüten von dem dunklen Grün der glatten, lederartigen Blätter ab.

Wir erinnern uns der Schilderung der paradiesischen Zustände am Ausgangspunkt unserer Betrachtungen, wo der Mensch noch nichts vom Kampf ums Dasein kannte, wo er von Natur waffenlos war und sich noch friedlich von den im Überfluß vorhandenen Früchten ernährte. Man sagt, daß der Mensch ursprünglich zu der gutmütigen Art der Pflanzenfresser gehörte. Erst als er sich eine Waffe zulegte, wurde er Raubtier und vernichtete wie dieses andere Existenzen, um die seinige zu sichern. Der Existenzkampf hat das Werkzeug — im weitesten Sinne, also auch die Maschine — zur Waffe gemacht, denn auch er dient, wirtschaftlich gesehen, dazu, die Werkzeug-nicht-besitzenden Menschen zu „verbrauchen“. Das Vorhandensein, der Besitz einer Waffe im kriegerischen Sinne, oder ökonomisch einer Waffe im Wirtschaftskampf, als das Werkzeug, erkennen wir somit als Grund für das Vorhandensein der Raubtierinstinkte im Menschen.

Die scheußliche Verzerrung, die das Menschenantlitz durch den Existenzkampf und die in ihm herrschende Erwerbssjäm erfahren hat, wird uns sehr einleuchtend von dem Amerikaner Benjamin Franklin dargestellt, der sich nicht scheut, im Geld ein lebendiges Wesen zu zeigen, das „von einer zeugungsfräftigen und fruchtbaren Natur“ sei. „Geld kann Geld erzeugen und die Spröhlinge können noch mehr erzeugen...“ wer ein Mutter Schwein tötet, vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis ins tausendste Glied, wer ein Fünffüßlingstüdel umbringt, mordet alles, was damit hätte fabriziert werden können: ganze Kolonien von Pfunden-Sterling.“

Das ist die Geldarbeit in höchster Potenz und das wahre Gesicht der heutigen Kultur. Hinter dem Gelde, den materiellen Werten, treten alle wirklichen Kulturwerte zurück. Das Geld zu erlangen, ist das erste und vornehmste Gebot geworden, das zu erfüllen Ansehen, Ehr und Ruhm einbringt. Dämon Geld regiert die Welt — und er regiert

In der Richtung Neuenburg streifen wir durch den Wald. Der Nebel verschwindet allmählich, doch fällt er nicht, wie wir es wünschen, sondern steigt hoch. Ein schwebendes Reich für uns, denn wenn der Nebel nicht niederschlägt, sondern hochsteigt, so dauert es gewöhnlich nicht lange, bis es anfängt, zu regnen. Auf Feldwegen entlang erreichen wir bald die Ortschaft Schweinebrück und nach kurzer Zeit die Schweinebrüder Fuhrenkämpfe (Fuhre = Föhre oder Kiefer, Kämpfe = Wald, also Kieferwald). Welch ein Unterschied in den Bodenverhältnissen zwischen Urwald und Schweinebrüder Fuhrenkämpfe. Der Urwald, feuchter Marschboden, fast keine Blumenflora, nur wenige Nadelbäume. Die Fuhrenkämpfe, auf dem Geestrüden gelegen, trockener, sandiger Boden, nur Nadelbäume, Kiefern, Tannen, Fichten und Wacholder. An den Wegen verschiedene Heidearten, Feldblumen und besonders der goldgelb leuchtende Wrahn (Ginster).



Durch die Fuhrenkämpfe zieht sich von Norden nach Süden die friesische Heerstraße. An ihr können wir die Geschichte des Landes verfolgen, finden wir doch hier die ältesten Spuren menschlicher Ansiedlung. Sie vermeidet in ihrem Laufe die Marsch, die das Reisen einen großen Teil des Jahres unendlich machte. Dadurch wurde sie zum Windgeleit zwischen der Nordsee und dem Binnenlande. Wir ziehen in nördlicher Richtung auf dieser Straße entlang. Wer alles ist schon diese Straße gezogen? Schon die Völkerwanderungen zogen diesen Pfad. Heerführer und Kaufmann, Gesandte und Priester waren an diese Straße gebunden. Die friesischen Eroberer drangen auf diesem Wege von der Küste her vor. Die Kriegerhorden des Frankenkönigs, der Oldenburger Grafen und Heinrich des Wärens, sie alle zogen diese Straße, um die widerspenstigen Friesen zu züchtigen. Doch die Unter-

mit furchtlicher Grausamkeit. Er regiert mit Gah und Reich, mit offener Gewalt über die Menschen und gemeiner Unaufrichtigkeit. Nicht im offenen Kampfe behauptet er seine Herrschaft, sondern weilt ab vom Schlachtfelde der Arbeit, aus dem Hinterhalte der Börsen und Banken.

Die Allmacht Geld findet keine Grenzen, ihre ersten Diener sind die Menschen, denen wirkliche Arbeit stets fremd gewesen und die niemals einen Hauch der in der Arbeit wohnenden Kräfte verspürt haben. Innerlich widerstandslos sind sie der geldnerischen Macht materieller Herrschaft über die Menschen verfallen. Trotz aller Macht über die Menschen sind sie doch nur willenlose, in das ruhelose Gassen und Jagden hineingetriebene, von der aus materieller Genußsucht herauswachsenden Unerfälligkeit erfaßte Geschöpfe. Die Welt der Scheinwerte kann auch den vom materiellen Glück begünstigten Menschen niemals das freudige Ausrufen geben, das der Mensch nach Vollbringen einer sittlich guten Tat hat. Das Wühlen um die Gunft der Menschen kann niemals das freudige Bewußtsein einer für seine Mitmenschen getaner wertvollen Arbeit ersetzen. Der äußere Glanz, den die Kapitalkultur den Kapitalgewaltigen verleiht, ist kein Ersatz für die Freude an wirklichem Schaffen. Auch diejenigen, die von ihrer eigenen Herrlichkeit und Machtfillsie ergriffen sind, sind bemitleidenswerte, fieberbrante Geschöpfe, die auch in der lärmenden Freude ihrer Vergnügungsstätten keine Ruhe finden.

Darüber darf uns auch nicht das Mitgefühl mit den in täglicher Arbeitstron leuchtenden Menschen hinwegtäuschen, auch nicht die Erkenntnis, daß der Reichtum nicht die sittlichen Gefahren der Armut, der abmehlungslosen Fabrikarbeit und des Zusammengepreßtheits in gesundheitsgefährlichen, düfteren Wohngefängnissen in sich birgt. In unbegrenztem Reichtum liegt heute mehr als je die Mitleidlosigkeit des heutigetierigen Raubtieres. In den herrschenden Menschen der Zeit-

werfung ist ihnen nicht gelungen. Kurz vor der Ortschaft Marx verlassen wir die Heerstraße. Ein Feldweg führt uns durch Moor und Heide zum Forst Popels. Braun und verlassen liegt die Heide. Erst wenn sie blüht, bevölkert sie sich. Dann bringt man von weither die Bienenkörbe und unzählige Bienen schwirren von Blüte zu Blüte, um den Honig zu sammeln.

Auch der Popelner Forst ist Nadelwald. Nur an einer Stelle, dort, wo das Kloster Popels stand, finden wir Laubbäume. Das Kloster Popels war ein Prämonstratenserloster und wurde im Jahre 1300 zuerst erwähnt. Die Prämonstratenser trieben hier vornehmlich Viehzucht; daher ihr Spottname Welscher (Käufer von Fettvieh). 1528 ist das Kloster wie alle übrigen Ostfrieslands aufgehoben. Vom Kloster selbst ist nicht vieles übrig geblieben. Die Gräben, die es umgaben und einige Findlinge sind noch vorhanden. Wir lassen uns hier auf den erdichten Wänsen zur Mittagrast nieder und haben so Zeit und Ruhe, den Platz näher zu betrachten. Auf einen der Findlinge sind die Worte eingeschlagen:

CIRC ✚ SIT TIBI TERRA LEVIS

Hier liegt Cirz, der Häuptling der Friedeburg, begraben. Auf einem anderen Stein finden wir Runen, deren Bedeutung wir nicht erraten können.

N M M M S.

Am ehemaligen Klosterort steht eine gewaltige Eiche, die wir mit drei Mann nicht umspannen können. Ein Blitzstrahl hat das Innere ausgebrannt, die Äste sind vermorscht, aber der Stamm grünt noch und treibt neue Zweige.

Nach einer kurze Strecke geht es durch den Wald, dann sind wir am Rande des Moores und vor uns liegt groß und gewaltig das Elektrizitätswerk Wiesmoor. Der Anblick des Werkes ließ alle Müdigkeit verschwinden und nach halbstündiger Wanderung haben wir das Werk erreicht. Ein dort beschäftigter Kollege übernahm die Führung durch das Werk. Zunächst ging es in das Heiligtum des Werkes, in den Schalttraum. Gewaltige Wärmortafeln mit einer großen Anzahl Schalter, Volt- und Amperemeter finden wir hier. Die Bedeutung der Mess- und Registrierapparate lernen wir hier kennen. Vom Schalttraum gehen wir in den Maschinenaal, eine große, geräumige Halle, in der sich 4 Turbinen mit 1500 KW (Nisowatt) und 1800 PS (Pferdestärke), eine Turbine 3000 KW und 4000 PS, eine Turbine 8000 KW und 11 500 PS befinden. Da an den Feiertagen die Stromabnahme nicht sehr stark ist, läuft nur die große Turbine. Der Tourenzähler zeigt 3050 Umlaufminuten an. Unter dem Maschinenaal, im Kellergerüst befinden sich die sechs Kondensatoren mit den Pumpen. Dann geht es zum Kesselhaus. 10 Kessel mit Torffeuerung, davon 8 mit 800 qm Heizfläche und 2 mit 390 qm Heizfläche sowie 3 Kessel mit Kohlenfeuerung, je 500 qm Heizfläche sorgen für die notwendige Energie zum Antrieb der Maschinen. Augenblicklich werden die Kohlenfeuerungen für Torffeuerung umgebaut. Der Torf wird in dem umliegenden Moor gewonnen. 4 Torfbagger mit einer Tagesleistung von je 140 000 Soden sorgen dafür, daß die Brennmaterialien nicht alle werden. Die Bagger graben, pressen und schneiden den Torf und bringen die Soden dann auf dem Transportband in die bereitstehenden Loren. Diese bringen die Torfsoden dann zum Werk, wo die Schütteltrinne, die sich vor jedem Kessel befindet, die weitere Arbeit besorgt. Zwei Schornsteine von 75 und 75 m Höhe sorgen für den Abzug des Rauches. Fünf Kühlwerke auf dem Hofe dienen zur Abkühlung des Kühlwassers. Das Kraftwerk

zeit sehen wir den Raubininstinkt im Menschen auf die Spitze getrieben. Wenn wir heute noch Reste der Gemeinshaftsgesinnung vorfinden, so bei der enterbten Arbeiterklasse. Es liegt im Wesen des kapitalistischen Erwerbswesens, daß er sich selbst zuegend bis zur Leidenschaft steigert. Wie das fette Raubtier die Überreste seines Fraßes dem anderen Tier nicht gönnt, so rafft auch der von der Erwerbsgier beherrschte Mensch ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen an sich, was er packen kann. „Wie doch die Habgucht betrügt: so mancher läßt unerreife Beeren aus Furcht, wenn sie erst schmachtig werden, daß sie alsdann ein anderer friege.“ (Trojan.)

Nach herrscht der Mensch erst scheinbar über die Naturkräfte, nur leinbar hat er die außerhalb seines Wesens wirkenden Naturkräfte in seine Dienste gezwungen. Während er glaubte, sie zu lenken, haben sie, über die Menschenkraft hinauswachsend, Eigenkräfte gewonnen und beherrschten ihn als Maschine, Technik, Wirtschaft. Geblendet von ihrer Herrlichkeit, steht der Mensch nicht, wie sie ihn in den Wahn eines Machtbunzers und in ein Jagen nach inhaltslosen Phantomen hineingetrieben haben. Wie das Wolf Juba um das goldene Kalb tanzte, so veranfaßt das heutige Wolf einen müßigen Tanz, einen Fortrott, um das papierne Ungetüm von Geld, Aktien, Devisen. Wie eine Gottesgeißel heßt die Sucht nach materiellem Besitz die Menschen aufeinander. Alle Veruche der Technik, durch Erhöhung der Güterherstellung die Vermehrung der Menschen wettzumachen, allen Menschen hinreichende Lebensunterhaltsmittel zu schaffen, sind fehlgeschlagen. Seit der Mensch gezwungen war, Arbeit zu treiben, hat der Kampf um den Besitz der Güter immer schärfere Formen angenommen, die sich in ihrer Grausamkeit von dem Existenzkampf in der Natur wenig unterscheiden.

wurde im Jahre 1907 errichtet und versorgt ganz Oldenburg und Ostfriesland mit Strom. Sechs Leitungen mit je 20 000 Volt und eine mit 60 000 Volt führen in die beiden Länder. Jährlich beträgt die Tagesleistung in 24 Stunden 170 000 KW, die im Winter bis auf 250 000 KW steigt. Den meisten von uns hatte sich hier eine Welt erschlossen, von der man vieles gehört, aber noch nichts mit eigenen Augen geschaut hatte. Vom Werk ging es zu den neuerrichteten Treibhäusern. Hier ist auf dem „unfruchtbaren Moor“ die Treibhaus- und Gemüsekultur Wiesmoor entstanden, die sich bisher gut entwickelt und zu den besten Hoffnungen berechtigt. 10 000 qm Moorboden sind überdacht und mit Gewächshausanlagen bebaut. Es werden vorläufig nur Gurken und Tomaten gezogen. Weitere 40 000 qm sollen überdacht und mit anderen Fruchtarten, unter anderem Wein, bebaut werden. Die Heizungsanlagen speist man vom Elektrizitätswerk. Die Wärmeenergie, die man früher ungenutzt in die Luft entweichen ließ, verwendet man jetzt dazu, um Gemüse und Früchte schnell heranreifen zu lassen.

Nachdem wir alles besichtigt haben, geht es zu unserm Quartier, wo erst einmal der Wagen zu seinem Recht kam. Schon nach kurzer Zeit sah man die Metallarbeiterjugend zuerst beim Baden im Kanal und dann beim Handballspiel auf dem Sportplatz. Für die Wiesmoorer war es eine Abwechslung in ihrem eintönigen Leben, diesem Spielen und Treiben der Jugend zuzusehen. Bis zum Einbrechen der Dunkelheit dauerte das Spielen. Ein Abendspaziergang am Kanal entlang beschloß den ersten Tag unserer Wanderung. Am andern Morgen verließen wir um 9 Uhr den gastlichen Ort und zurück ging es denselben Weg, den wir gekommen waren. Der Nachmittag sollte zu einem Streifzug durch den Neuenburger Urwald benutzt werden. Doch es kam anders, als wir es geplant hatten. Kurz vor der Ortschaft Marx, die wir um 10 Uhr vormittags erreichten, fing es an zu regnen. Ununterbrochen strömte es auf uns hernieder und so waren wir gezwungen, unsere Fahrt vorzeitig zu beenden. Auf dem schnellsten Wege ging es nach Wochorn, von wo uns der Zug um 3 Uhr wieder nach Müstringen brachte. Trotzdem wir alle völlig durchnäßt zu Hause ankamen, war ein jeder mit dem Verlauf der Fahrt zufrieden.

W a l. B u c h a r d t, Müstringen.

## Rationalisierung und Betriebsräte

Im Felde der Rationalisierung der deutschen industriellen Unternehmen ist einer Frage größte Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist dies die Frage der Mitwirkung der Betriebsräte bei der Umstellung der Betriebe auf das Wandelsystem. Die Mitwirkung der Betriebsräte im Produktionsprozeß war schon im alten Betrieb ein harter Kampf und durch rigorose Schranken seitens der Unternehmer fast zur Unmöglichkeit geworden. Jetzt aber türmen sich vor den Betriebsräten fast unüberwindliche Schwierigkeiten auf angesichts der Tatsache, daß das Band- oder Fließsystem grundlegende Änderungen im Produktionsprozeß mit sich bringt. Wird nun ein Betrieb umgestellt, so steht der Betriebsrat, auch wenn er die Produktion des Betriebes bis ins Kleinste kennt, vor vollständig neuen Dingen, deren Ausmaß abzuschätzen er kaum imstande ist. Seine Mitwirkung bei der Umstellung wird nur dann erfolgreich sein, wenn er die Umstellung der Produktionsmethode in ihren elementarsten Grundzügen erfährt, um gleich mit Hand anlegen zu können dort, wo schwere Gefahren in wirtschaftlicher und hygienischer Hinsicht für die Arbeiterchaft erwachen. Diese Tatsache ist um so mehr gegeben, als die Umstellung in Deutschland das Merkmal eines falsch aufgelegenen Sparsystems in sich tragen, weil eben die Not-

wendigkeit, konkurrenzfähig zu bleiben, den deutschen Unternehmer nicht wehrlos gemacht hat und er lediglich, der Not gehorchend, das nachläßt, was andere bald über den Gaumen werfen. Die sprichwörtlich gewordene Einfalt der deutschen Unternehmer bürgt ja dafür, daß am falschen Platz gepart wird.

Welches sind nun die Grundzüge einer Rationalisierung? Aus den bisherigen Erfahrungen der Praxis kann man sie wie folgt zusammenfassen: 1. Ersparnis der Transportkosten. 2. Übergang der menschlichen Arbeitskraft auf Maschinenkraft. 3. Tempo und Rhythmus der Arbeit. Diese drei Punkte berühren mehr die physische Anspannung des menschlichen Organe. Sie sind aber für die Volkswirtschaft von besonderer Bedeutung wie die rein volkswirtschaftlichen Grundzüge der Umstellung der Betriebe.

Nehmen wir nun einmal die Ersparnis der Transportkosten. Welches der Bestreben hierzu wird vor allem festzustellen sein, daß durch die Zusammenstellung der Arbeitsmaschinen nach der Reihenfolge der Bearbeitung des einzelnen Arbeitsstückes die Arbeitskräfte, die den Transport besorgen, frei werden. Das Arbeitsstück geht nun von „Hand zu Hand“. Das Fließband, die Hängebahnen usw. vervollständigen das „Fließen“ der Arbeit. Nun wird aber der Fall eintreten können, daß trotz vorheriger Berechnung die Arbeit „nicht“ fließt. Ein kleines Beispiel: Ein Arbeitsstück wird gebohrt, gedreht und gefräst. Der Arbeiter braucht zum Bohren 10, zum Drehen 25 und zum Fräsen 20 Minuten. Nun fließt die Arbeit nur dann, wenn die Bearbeitungszeit für alle Operationen dieselbe ist. Um dies zu ermöglichen, da vielleicht eine weitere Arbeitsleistung ausgeschlossen ist, werden nun, nach der bisherigen Praxis wenigstens, der Dreher wie der Fräser zu erhöhter Arbeitsleistung angetrieben werden. Gelingt es ihnen aber nicht, den Zeitunterschied zu begleichen, so ist der Dreher und der Fräser eben nicht „leistungsfähig“. Dieses Beispiel ist keineswegs erfunden, sondern praktische Erfahrung. Hier hat nun, meines Ermessens, der Betriebsrat einzugreifen. Angesichts der Tatsache, daß die meisten Umstellungen bei laufenden Betrieben vorgenommen werden, ist es gar nicht zu vermeiden, daß sich Fälle wie das angeführte Beispiel ereignen und dann solange auf Kosten der Arbeiter mit durchgeschleppt werden, bis eine Änderung geschaffen ist. Der Betriebsrat muß darauf sehen, daß die Umstellung gut vorbereitet und nicht als Experiment vorgenommen wird. Ist die Umstellung aber nur Experiment, so darf dem Arbeiter an seiner Entlohnung nichts gekürzt und in sein Können keine Zweifel gesetzt werden. Die Tatsache ist leider zu verzeichnen, daß Umstellungen von einem Betriebsleiter, der vielleicht Fortschritte Methoden gelesen hat, vorgenommen werden mit dem Erfolg, daß das heute Umgestellte morgen abermals umgestellt wird.

Das größte Augenmerk hat aber der Betriebsrat auf die weitere Entwicklung der Umstellung zu richten. Deren nächste Stufe ist die, wo die Kraft des Menschen auf die Maschine gerichtet wird. In diesem Stadium sollte nun von der Betriebsleitung die wissenschaftliche Betriebsführung in die Praxis umgesetzt werden. Leider geschieht dies in den allerwenigsten Fällen, die wissenschaftliche Betriebsführung bleibt Schlagwort. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich der Arbeiter dem Gang der Maschine anpassen muß. Der Arbeiter wird nun zum völligen Objekt. Er muß also jetzt schnellere und kürzere, gegen vorher langsamere, dafür aber umständlichere Handbewegungen machen. Die Maschine schreibt nun das Tempo und den Rhythmus vor. Da aber nicht jeder Arbeiter dasselbe Begriffsvermögen besitzt, wie der andere, so wird nicht ausbleiben, daß viele, selbst vorher sehr gute Arbeiter im Tempo nicht mitkommen. Anstatt nun diese Arbeiter auf Grund der

## Lustiges von Mark Twain

Mark Twain (sprich twehn) heißt „Werke Zwei“ und ist der anerkannteste Name des Amerikaners Samuel Clemens, der ein bedeutender Schriftsteller, zugleich aber Amerikas bester Humorist war. Mark Twain hat als armer Schiffsjunge auf einem Mississippi-Dampfer angefangen und brachte es bis zum vollendetsten Schriftsteller. Einige schrurrige Einfälle Mark Twains sollen folgen.

Sein erster Verdienst. Mark Twain wurde einst gefragt, ob er sich wohl noch an den Augenblick erinnere, wo er zum ersten Male in einem Leben Geld verdiente.

„Well, warum nicht,“ entgegnete er, „so etwas vergißt man nicht so leicht, zumal wenn man auf eine etwas ungewöhnliche Art und Weise sein erstes Geld verdiente. Sie müssen nämlich wissen, daß in der Knabenschule meiner Heimat der Stoch eine große Rolle spielte. Bei zum Beispiel irgendeinen Gegenstand in der Klasse beschädigte, alte die Wahl, entweder öffentlich Hause zu bekommen oder fünf Dollar in die Schultasche zu zahlen. Als ich nun eines Tages ganz unbeabsichtigt den Klassenlehrer beschädigt hatte, wurde auch ich vor die Wahl gestellt. Ich ging heim und erzählte die Angelegenheit meinem Vater. Der meinte nun, öffentlich geprügelt zu werden sei nicht nur art, sondern auch unschön und gab mir nach einigen Ermahnungen je fünf Dollar. Auf dem Wege zur Schule kam mir nun der Gedanke, daß Schläge eigentlich nichts Seltenes seien, während fünf Dollar für einen Knaben wie ich ein ganz erschreckendes Sümmchen darstellten. Na, und da habe ich mir denn schließlich mein erstes Geld rechtlich verdient.“

Die halbe Kuh. Mark Twain war eines Tages der Ansicht, daß die Milch, die er von dem Milchmann kaufte, viel zu teuer sei. Er kaufte deshalb mit seinem Freund gemeinsam eine Kuh. Das Tier stellten sie bei einem Milchbauern ein, der auch den Auftrag übernahm, die Kuh täglich zu melken und die Milch abzuliefern.

Jeden Tag wurde Mark Twain ein Eimer voll Milch zugestellt, frische, herrliche, dicke, unverfälschte Milch. Und sein Freund bekam am Schluß jeder Woche die Rechnung für die Fütterung der Kuh zur Begleichung. Das ging einige Wochen so fort. Aber schließlich fand es der Freund doch eigenartig, daß er immer wieder bezahlen mußte, aber nie auch nur einen Tropfen Milch erhielt. Er ging zu Mark Twain hin und fragte ihn, was das bedeuten sollte.

„Das werde ich dir sofort erklären, lieber Freund,“ sagte Mark Twain. „Wir haben die Kuh doch gemeinschaftlich gekauft, und zwar jeder zur Hälfte. Nicht? Na also! Nun, der Vorder Teil, der mit dem Kopf daran, der gehört dir. Und der hintere Teil ist für mich bestimmt. Du mußt daher bezahlen, was deine Hälfte auffrisst, aber meine Hälfte nicht, im Gegenteil... Da kann ich dir eben nicht helfen!“

Der Freund hielt diese Teilung für ungerecht und löste die Gemeinschaft auf.

Der Mensch. Über den Menschen urteilte Mark Twain so:

Der Mensch kann nicht im Freien schlafen, ohne sich tödlich zu verfallen oder den Rheumatismus zu bekommen. Er kann seine Nase nicht länger als eine Minute unter Wasser halten, ohne ertrunken zu sein. Er ist, mit Verlaub, die erbärmlichste, unbedenkteste von allen Kreaturen, welche die Erde bewohnen.

Er muß gehätschelt, in Bindeln getan und gewidelt werden, um überhaupt leben zu können. Er ist, wie immer du ihn nimmst, ein

wissenschaftlichen Betriebsführung auf ihre Eignung für diese oder jene Arbeit zu prüfen und in den Handgriffen zu unterweisen, werden sie trotz der schönen Vorzüge der gewählten Hörschaff rüchsiglos ausgekollert. Weg vom Band, es gibt ja so viele! Hier wird der größte Fehler von den Betriebsleitungen gemacht. Ob absichtlich oder unabsichtlich, möge der in der Praxis stehende Kollege beurteilen. Hier erwachsen den Betriebsräten große Aufgaben, wollen sie ihre Kollegen schützen. Abgesehen davon, daß die Handarbeit eine äußerste Anspannung der körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen erfordert, können auch die sonstigen Arbeitsbedingungen durch erhöhte Gefahren für Betriebssicherheit und Gesundheit merklich verschlechtert werden. Und dies alles, ohne ein entsprechendes Entgelt dafür zu erhalten. Die zumellen über dem Tarif stehenden Verdienste der Handarbeiter stehen in gar keinem Verhältnis zu ihrer Leistung. Man kann ruhig behaupten, daß das Verdienstmehr nur als Lockmittel für die niedriger bezahlten Arbeiter zur Vergabe auch des letzten Restes menschlicher Kraft dienen soll. Denn, wie schon erwähnt, geschieht in Deutschland die Umstellung der Betriebe nicht großzügig, sondern unter dem Gesichtswinkel einer kleinlichen Sparsamkeit. Nur mit der Arbeitskraft des Menschen wird nicht gespart. Wilhelm Fries, Hagafeld.

### Der Reorganisator

Zugzeiten des Taylorismus ließen sich in Nordamerika Fabrikanten mit Einsatzspindeln oder Schwindlern ein, die den Betrieb unter Garantie auf die wissenschaftliche Betriebsführung umstellen wollten. Wegen schweres Geld natürlich. Bald hatten sie den Betrieb wild durcheinander gebracht, die Velegshaft zum schärfsten Widerstand gegen die wissenschaftliche Betriebsführung aufgepöchtelt und die Taylors gottsträflich blamiert. Verschiedene Zuschriften, die uns die letzten Wochen zugehen, lassen annehmen, daß sich deutsche Fabrikanten jetzt gleichwertige Devis zwecks "Nationalisierung" ihrer Betriebe angelegt haben. Wir lassen hier eine dieser Zuschriften folgen. Schriftleitung.

Nationalisierung ist das große Schlagwort der Gegenwart. Und nicht nur kann man sich darunter allerhand vorstellen, man kann auch so manches damit bemängeln, was man sonst allzu offen zu tun sich doch vielleicht ein bißchen scheuen würde. In den meisten Betrieben hat man zunächst die Sache so aufgezo-gen, daß man sich einen neuen Mann, den sogenannten Reorganisator, oder oft auch mehrere Herren, dann eben die Reorganisatoren, verschrieben hat.

Der Reorganisator ist nicht nur der neue, sondern auch der starke Mann, der das fast unbeschränkte Recht hat, in alles hinein-zugehen, was Betriebsvorgänge betrifft, in alles hineinzureden, wovon er etwas versteht oder auch nichts versteht. Er ist bald vorne, bald hinten im Werke, bald auf dem Dachboden, bald im tiefsten Keller. Zweifelsohne hat er das Talent, immer dann auf der Wildfläche zu erscheinen, wenn kein Mensch etwas Böses gedacht hat.

Seine erste Funktion besteht in der Regel darin, frühmorgens bei Beginn der Arbeit festzustellen, ob die Arbeiter pünktlich die Kontrollen passieren und genau auszurechnen, wieviel Arbeitsstunden für die deutsche Volkswirtschaft läßlich dadurch verloren gehen, daß so viele Arbeiter morgens erst in der Minute des Stoenzeitens, noch angezo-gen, ihre Arbeiträume betreten und nicht schon, wie das

eigentlich der Vorschrift entspricht, feste bei der Arbeit sind, um erst dann wieder anzufahren, wenn das Zeichen zur Pause gegeben wird.

Der Reorganisator ist meistens nur Theoretiker. Seine wichtigsten Ausrichtungspunkte sind der Menschenschieber und die Stoppuhr. Weils hat er immer bei sich. Er ist gerabegut Meister im Zeitmessen und Berechnen. Todlicher rechnet er den Arbeitsgang für jedes Werkstück billiger aus, als es bisher berechnet war. Er liefert schon allein dadurch den Beweis dafür, daß bislang nicht der rechte Mann am rechten Platz gestanden hat. Und er mißt genau, bis auf hundertstel Sekunden genau. Dabei hat er nicht selten das Glück, auf einen ängstlichen Arbeiter zu stoßen, der, solange der Mann mit der Stoppuhr hinter ihm steht, arbeitet wie ein Bessener, ohne daran zu denken, daß er nach zwei Stunden solcher Paßt todlicher zusammenbrechen würde. Ganz gleich, der Reorganisator stoppt ab, mißt und berechnet. Er berechnet vollständig neue Preise, die ein ganz neues Mor-dsystem bedingen, und im Endergebnis doch auf das alte herauskommen. Er macht Spalten- und seitenlange Aufstellungen, reißt Zahl an Zahl oder läßt das von seinem Gehilfen machen, kurz, er sorgt für die Vermehrung der Schreibearbeit und Bettelwirtschaft im Betrieb, die in gar keinem Verhältnis steht zur wirklich eingesparten Arbeit. Er grät Erlassse und Verordnungen aus, über die man im Betrieb längst aus Grün-den einer rationalen Arbeitsweise zur Tagesordnung oder Tagesarbeit übergegangen ist. Man nennt das Nationalisierung!

Der Reorganisator ist mitunter nicht einmal ein unangenehmer Mensch, wohl aber ein großes Aind, das mehr Mitleid als Achtung heischt. Das Aind steckt die über die Ohren in Theorien, spricht ständig von amerikanischen Arbeitsverfahren, von denen es höchlich viel gehört oder gelesen hat. Aber seinen Theorien verhält es sich, daß es mit Menschen aus Fleisch und Blut und mit Nerven zu tun hat, die man nicht, gleich Automaten, morgens auf die Sekunde anfahren und, le nach dem Betriebsbedürfnis, acht, neun, zehn Stunden laufen lassen kann. Der Betriebsrat sollte an solch einem Reorganisator seine helle Freude haben, weil gerade er ja jetzt, wie bitter notwendig für Velen-schaft und Unternehmen die gefehlliche Betriebsvertretung ist. Der aufmerksame Betriebsrat kann verhillen, daß die Nationalisierung nicht auf eine Steigerung der Kontursstatistik hinausläßt. Freilich, noch mehr muß der Betriebsrat darauf sehen, daß der Reorganisator nicht auf Kosten der menschlichen Gesundheit seine toll-schurigen Sprünge verlißt. Denn das ist nicht Nationalisierung der Wirtschaft, sondern Raubbau am höchsten Gute der Nation. J. d. R.

### Der Arbeitsstau

Es ist wissenschaftlicher Brauch, bei Staubuntersuchungen das Material aus den Volksschulen zu beziehen. Bezeichnend für die hygienischen Zustände, die in unseren Schulen noch herrschen. Aber dennoch ist die Staubgefahr in den gewerblichen Betrieben noch weit größer. Auch das steht wissenschaftlich fest. Da ist es lehrreich, zum Ver-gleiche mit dem Arbeitsleben einmal zu erfahren, wieviel Staub die Schulkluft aufweist. Da haben die Untersuchungen schon vor Jahren 14-15 000 Keime pro Kubikmeter erwiesen und neue Untersuchungen haben die Menge mit 14-20 000 Kubikmeter bestätigt, so daß von einer wesentlichen Besserung der Zustände im allgemeinen eigentlich nicht gerade gesprochen werden kann. Auch im Berufsleben spielt die Hygiene noch nicht die Rolle, die sie spielen kann und die sie spielen müßte, wenn man den Menschen als Menschen und nicht als kapitalistisches Ausbeutungsobjekt betrachtete.

gerbrechliches Ding, ein regelrechtes Britisches Museum von Unzulänglichkeiten.

Er muß immer repariert werden. Eine Maschine, die so unzuver-lässig wäre, wie er, würde keinen Käufer finden.

Die niedrigeren Tiere scheints, bekommen ihre Zähne ohne Schmerz und Unbehagen. Die des Menschen brechen nach Monaten grauhamer Warter zu einer Zeit durch, da der Mensch am wenigsten imlande ist, diese Warter zu ertragen. Sowie er aber die Zähne hat, müssen sie ihm wieder gezogen werden. Die zweite Garnitur verbleibt ihm für eine Weile, aber der Mensch wird nicht eher eine Garnitur von Zähnen erhalten, auf die er sich verlassen kann, als bis ihm der Zahnarzt eine anseritigt.

Der Mensch beginnt mit den Krankheiten als Kind und lebt von ihnen, als regulärer Diät, bis ans Ende. Er hat Mumps, Scharlach-fieber, Keuchhusten, Katarrh, Mandelentzündung und Diphtheritis als ganz natürliche Angelegenheiten.

Späterhin, im weiteren Verlauf, ist sein Leben nach wie vor bei jeder Wiegung von Schnupfen, Husten, Asthma, Bronchitis, Hals-bräune, Schwindsucht, gelbem Fieber, Windheit, Infuenza, Furunkeln, Pungenentzündung, Gehirnverwundung und tausend anderen Krank-heiten dieser oder jener Art bedroht.

Er ist ein Korb voll pestilenzialischer Fäulnis, den Mikroben zu Schutz und Unterhalt bereitet. Sieh dir sein Gemächte in einigen Einzelheiten an:

Wozu hat er den Blinddarm? Er hat keinen Wert! Sein einziges Interesse ist, da zu liegen und auf einen verirrten Traubenkern zu warten und dann Leiden zu verursachen.

Wozu dient der Wart des Menschen? Er ist nichts als eine Kästig-keit! Alle Nationen verfolgen ihn mit dem Messer. Aber die

Natur versteht den Menschen immer wieder mit einem Wart, anstatt diesen auf den Kopf des Menschen zu verlegen.

Ein Mensch wünscht sein Kopfhaar zu behalten. Es ist ein reizender Schmuck, eine Bequemlichkeit, der beste Schutz gegen das Wetter, und der Mensch schätzt es höher als Smaragde und Rubine. Und die Gähne der Zeit läßt die Natur es auch wachsen, aber es will nicht dableiben.

Der Mensch ist nicht einmal hübsch, und was Stil anbetrifft, sieh dir den bengalischen Tiger an — dieses Ideal von Anmut, Körperlicher Vollkommenheit und Majestät.

Denke an den Löwen, an den Tiger, den Leopardin — und dann denke an den Menschen, dieses armenliche Ding! In dieses Tier mit der Perle, dem Hörrohr, dem Glasauge, den Porzellan-zähnen, dem hölzernen Bein, der silbernen Brustdrüse — eine Kreatur von unten bis oben gestickt. —

Der Kopf des Leipziger Stadtsoldaten. Der seinerzeit berühmte Gelbdenkspieler Opik hatte den Karl Moor in Schillers "Räuber" zu seiner Liebungsrolle erkoren und spielte sie auch, als er die Direktion des Leipziger Stadttheaters übernommen hatte. Er bediente sich dabei besonderer "Anallektke" und schloß nach der Wiederfindung seines Wafers im vierten Akt seine Pistole über den schlafenden Räuber ab. Bei einer Aufführung sprangen die Räuber, für die als Statisten Leipziger Stadtsoldaten, sogenannte Weissen, die damals sehr lange Böfse trugen, engagiert waren, auch pfflichtschuldig auf; nur einer blieb liegen, und als Opik eben mit seiner großartigen Rede los-donnern wollte, schrie er plötzlich in echtstem Leipziger Dialekt: "Herr Jeschen, Herr Opik, se treten m'r ja auf mei Supp!" Brausendes Ge-lächter erfüllte das Gaa.

### Allwin Brandes sechzig Jahre alt

Am 12. Juni feierte unser Kollege Allwin Brandes sein 60. Wiegenfest. Er wurde 1866 in Groß-Schönau in Sachsen geboren, kam als junger Schlosser nach Magdeburg, wo er sich in der Arbeiterbewegung bald eifrig betätigte. Dank seines Eifers wurde er 1900 von den Magdeburger Kollegen als Geschäftsführer erkoren. Auf unseren Verbandstagen und den Gewerkschaftskongressen zählte er vielfach zu den Abgeordneten, den letzten Kongress des ADGB hat er als Vorsitzender geleitet. Unser Stuttgarter Verbandstag wählte ihn mit zum Vorsitzenden des Verbandes. Mit seiner reichen Tätigkeit in der Gewerkschaftsbewegung war Brandes Arbeit noch lange nicht erschöpft. Solange er in Magdeburg war, gehörte er dem Stadtverordnetenkollegium an, von 1912 bis 1921 vertrat er den Halberstädter, später den Magdeburger Wahlkreis im Reichstag. Diese langen Angaben geben natürlich nur ein sehr schwaches Bild von seiner jahrzehntelangen unermüdbaren Tätigkeit. Denn er hat auch, wie genugsam bekannt, in einer schier unermesslichen Fülle von Versammlungen und Verhandlungen für die Arbeiterschaft gewirkt. Daß hierin noch lange keine Abschwächung eintritt, läßt die erfreuliche Frische des Sechzigjährigen ohne weiteres annehmen. Der langen Reihe seiner Gratulanten schließen sich wir uns an und wünschen, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, das Werk fortzusetzen, dem er von früher Jugend an dient.

### Der Speisezettel des Reichsgesundheitsamtes

In der Reichsgesundheitswoche hat das Reichsgesundheitsamt einen Musterpeisezettel für einen städtischen Haushalt herausgegeben, der zwei Frühstücke, Mittag, Vesper und Abendbrot enthält. Das war recht löblich. Nicht weniger löblich ist es, wie die W. a. W. berichtet, daß das Wsatt der Deutschen Postgewerkschaft sich die Mühe nimmt, die Kosten der auf dem amtlichen Musterpeisezettel angeführten Mahlzeiten zu berechnen. Hierdurch wird es augenscheinlich, was nach dem Reichsgesundheitsamt ein Haushalt an Nahrung mindestens braucht und was das Einkommen gestattet. Die Zusammenstellung des Gewerkschaftsblattes ergibt folgendes Bild:

1. Frühstück, 7 mal 60 N =	4,20 M
2. Frühstück, 7 mal 1,25 N =	8,75 "
Vesper, 7 mal 20 N =	1,40 "
Mittagessen	11,72 "
Abendbrot	7,63 "
Getränke	1,40 "
	35,10 M

Demnach kostet die Nahrung, die der Musterpeisezettel des Reichsgesundheitsamtes für nötig hält, 35,10 M die Woche ohne Anrechnung der anderen Ausgaben, über die es in den „praktischen Winken für die Ernährung“ am Schluß heißt: Rund die Hälfte und mehr der Gesamtausgaben wird für die Bekleidung der Ernährung benötigt, das heißt also, es gehört ein wöchentliches Einkommen von etwa 70 M dazu, um so zu leben, wie es das Reichsgesundheitsamt angibt. Siebzig Mark die Woche! Wieviel Arbeiter aber erfreuen sich eines solchen Verdienstes? Hat jemals der Reichsarbeitsminister, wenn er einen Spruch zu fällen hatte, den Satz von 70 M zur Grundlage genommen? Ohne einen solchen Lohn aber ist natürlich der Musterpeisezettel des Gesundheitsamtes kaum mehr als Papiervergeudung, es sei denn, es erweitert seine Winkle für Ernährung zu Winken für die Spruchpraxis des Reichsarbeitsministers an. Jedenfalls sollten unsere Kollegen den Musterpeisezettel mit der Berechnung für alle Fälle sorgfältig aufbewahren.

### Sa, es kommt die neue Zeit!

In der Hauptversammlung der Nürnberger Freien Gastwirtschaft am 4. Mai erklärte der Vorsitzende, daß eine „Trockenlegung“ Deutschlands gar nicht nötig sei, denn „die Jugend verkonsumierte sowieso kein Bier mehr und heute schon seien die Wasserapostel in der Mehrzahl“ (dies wohl auch von der Jugend gemeint). Begreifen die Gastwirte endlich die Zeichen der Zeit? Nehmen sie „die Jugend, die nicht mehr kauft, die Deutschland durchdenkt und Deutschland durchläuft“, nehmen sie auch „die Wasserapostel“ freundlich auf? Trachten sie, ihnen vollwertige alkoholfreie Getränke (nicht elende Kunstlimonade oder schlechten Kaffee), und zwar zu anständigen Preisen zu liefern? Verbessern sie ständig ihren Speisebetrieb nach den Erkenntnissen neuzeitlicher Ernährungslehre? Gesialten sie ihre Wirtschaften mehr und mehr zu gemüthlichen Deimen aus, in die man auch Frau und Kind mitnehmen darf? Sorgen sie auch für ein „Nichtraucherabteil“? Dr. P.

### Lehrling und Gewerkschaft

Hat der Lehrherr das Recht, dem Lehrling die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft zu verbieten? Kein! Artikel 139 der Reichsverfassung lautet: „Die Vereinigungsfreiheit zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Alle Abreden und Maßnahmen, die diese Freiheit einzuschränken oder zu behindern versuchen, sind rechtswidrig.“

Die Gesundheit der gewerblichen Jugend. In Wien wurden Seneken und Mädchen, die in Lehrknechtshäusern aufgenommen wurden, gesundheitlich untersucht. Es wurden dabei 82 vH Knaben und 15,3 vH Mädchen als untergewichtig festgestellt. Diese Zahlen sind allerdings etwas höher als 1913, aber niedriger als 1921.

Hygiene der Arbeit. So nötig das Bad ist, der arbeitende Mensch hat es am nötigsten. Deshalb haben Fabriken und Werkstätten in den letzten Jahrzehnten auch verschiedentlich Arbeiterbäder eingeführt. Sie sind noch nicht sehr zahlreich verbreitet. Die Badische Gesellschaft für soziale Hygiene hat in Baden eine Erhebung veranstaltet, in welchem Umfang dem Volke Gelegenheit zum Baden gegeben wird, und da ist auch das Arbeiterbad in den Kreis der Erhebung einbezogen worden. Die Feststellungen in den badischen Gemeinden haben nun zu dem Ergebnis geführt, daß in 8,8 vH der gesamten badischen Gemeinden Arbeiterbäder in Fabriken oder Werkstätten vorhanden sind. So klein die Ziffer auch ist, so bedeutet sie doch einen Fortschritt, und es wäre nur zu begrüßen, wenn die angelegentlichsten näheren Ausführungen über das Ergebnis auch das Arbeiterbad behandeln würden.

Schwerhörigkeit und Sprachfehler verlangen eine soziale und berufliche Sondersfürsorge. Für sie trat der Direktor der Städtischen Taubstummenschule in Berlin, Schorsch, jetzt im Berliner Verein für Schulgesundheitspflege ein. Durch besondere Schwerhörigenschulen werden die Kinder bereits in zahlreichen Großstädten für das praktische Leben brauchbar gemacht. Wie groß die Zahl der Sprachgestörten Kinder ist, zeigt eine Zählung, die Direktor Schorsch in Berlin durchgeführt hat. Danach ist die Zahl der sprachgestörten Kinder 1,15 vH, und zwar ist die Zahl der stotternden Knaben dreimal so hoch als die Zahl der stotternden Mädchen. Seit 1920 ist man in Berlin zu besonderen Sprachheilschulen übergegangen, die sich der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege zufolge bewährt haben.

### Schriftenschau

Der Deutsche Holzarbeiter-Verband und sein Kampf gegen die Unfallgefahren an den Holzbearbeitungsmaschinen. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes. Berlin 1926. Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes. — In der vorliegenden Schrift erbringt der Deutsche Holzarbeiter-Verband durch eine gedrängte Darstellung seine Legitimation als Wortkämpfer gegen die Unfallgefahren an den Holzbearbeitungsmaschinen. Die Schrift enthält eine Schilderung dieser Gefahren und eine Übersicht über die Maßnahmen, die bisher unternommen wurden, um ihnen entgegenzuwirken. Mit Vorbedacht vermeidet sie ein tieferes Eindringen in technische Details, die beim Leser Fachkenntnisse voraussetzen. Sie ist für Jalen geschrieben und auch dem verständlich, der die Holzbearbeitungstechnik sonst nicht kennt. Die Schrift will das öffentliche Gewissen wecken und es als Bundesgenossen im Kampf gegen die Unfallgefahren aufrufen.

Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn von A. Quibde. Die Schrift ist ergänzt durch Erinnerungen des Verfassers im Kampf gegen Cäsarismus und Byzantinismus. Preis gebunden 1,50 M. Verlag Kenfel & Co., Berlin-Friedenau. — Im Jahre 1894 erregte die Schrift „Caligula“, die von einem Sekretär des Preussischen Historischen Instituts in Rom geschrieben war, ein ungeheures Aufsehen. In ganz kurzer Zeit erlebte die Schrift 30 Auflagen. Mit Prophetenblick schilderte Quibde den wahnsinnigen römischen Cäsaren Caligula. An keiner Stelle wies er auf den deutschen Kaiser Wilhelm II. hin und doch schloste und ahnte jeder Weser, wo hinaus die Schrift wollte. Die Ähnlichkeit beider großenwahnsinniger Potentaten war zu groß. Die Schrift ist in der heutigen Zeit äußerst lesenswert, denn sie zeigt, wie schon vor 30 Jahren in Deutschland gegen das Fürstengeschmeiß gekämpft werden mußte.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphadresse: Metallvorstand Stuttgart

Mit Sonntag dem 4. Juli ist der 28. Wochenbeitrag für die Zeit vom 4. bis 10. Juli 1926 fällig.

Die Reisegeldzahlstelle in Lindau i. B. ist aufgehoben. Reisegeld wird dort nicht mehr ausbezahlt.

Reisende Mitglieder können nur in den im Adressenverzeichnis mit \* bezeichneten Verwaltungsstellen Reisegeld erheben. Das Aufsuchen der Bevollmächtigten, Kassierer und Vertrauensmänner in den Wohnungen oder Arbeitsstätten durch die Reisenden hat zu unterbleiben.

### Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 4288331, lautend auf den Flaschner Karl Bösch, geb. am 19. Dezember 1898 zu Tübingen. (Tübingen). Das Mitgliedsbuch des Friedrich Karl Arthur Wölsche, geb. am 20. März 1889 zu Leipzig, ist anzuhalten und der Vorzeiger der Polizei zu übergeben. W. wurde in Dortmund auf offener Straße überfallen und ihm die Brieftasche mit Mitgliedsbuch entwendet. Stuttgart, Rödelstraße 16. Der Vorstandsvorsitz.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Rödelstraße 16